

Das verzeichnete Bild Adalbert Stifters in Urban Koedls Biographie des Dichters.

Von Dr. Gustav Wilhelm.

Am Schlusse des vorigen Jahres erschien, durch den Abdruck des letzten Kapitels in der „Neuen Zürcher Zeitung“ bereits angekündigt, in dem Berliner Verlag Ernst Rowohlt das Werk „Adalbert Stifter, Geschichte seines Lebens“, von Urban Koedl. „Mit diesem Buch“, erklärt der Verlag auf dem Umschlag, „ist ein altes Verschulden der Literaturgeschichte geföhnt: das völlig verzeichnete Bild eines friedlichen Biedermeier-Idyllikers ist berichtigt worden.“ Stifter gilt aber längst nicht mehr als ein Idylliker. Schon Emil Kuh hat 1868, im Todesjahr des Dichters, gesagt: „Sieht man ernsthaft hin . . ., so erfährt man vielleicht, daß es eine Flucht gewesen, die ihn in die Felder und Wälder getrieben hat, und daß ein seelisches Bedürfnis ist, was die Uneingeweihten für die Nötigung eines Malertalents halten.“ Seit der Veröffentlichung der Briefe Stifters an Fanni Greipl (1895) konnte es darüber keinen Zweifel geben. Urban Koedl — dieser Name ist ein Pseudonym für Bruno Adler — nennt in seinem Vorwort Stifters Leben ein Heldenleben, weil es mächtig im Wollen und Verzichten war und triumphierend unterging, verweist auf U. K. Heins grundlegende Biographie „Adalbert Stifter. Sein Leben und sein Werk“ (Prag 1904), auf die vielen Einzelforschungen — er nennt ohne nähere Angaben 13 Verfasser solcher Arbeiten — und auf das Ergebnis einer pathographischen Studie des Arztes Ludwig Hämmerle (Tübingen Dissertation, ungedruckt), Stifter habe nicht an einem organischen Leiden, sondern an „zirkulärem Irresein“ gelitten, scheint also ihr beizustimmen, obwohl er nirgends darauf zurückkommt und ihm bekannt ist, daß Stifter von einem unheilbaren Leberleiden befallen war.

Hervorzuheben ist die reiche Ausstattung des Werkes mit Bildern. Mehr als die Hälfte der 29 Abbildungen geben Gemälde und Zeichnungen Stiflers wieder. Von den Porträts waren zwei bisher nicht bekannt: ein Vollbild nach einer nicht näher nachgewiesenen, vermutlich der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre zugehörigen Aufnahme, und ein von Georg Kordik im Frühjahr 1867 in Karlsbad gezeichnetes Brustbild, das Stifter am 3. Juni, am letzten Tage vor seiner Abreise, unterschrieben und datiert und vermutlich der Frau Anna Wagner, bei der er wohnte, gewidmet hat.

Koedl hat sein Werk in drei mit Doppeltiteln versehene Hauptteile gegliedert (1. Das Dorf oder die Erlebnisse, 2. Die Stadt oder der Weg zur Form, 3. Die Provinz oder Triumph und Untergang) und auch den Inhalt der einzelnen, gleichfalls betitelten Kapitel durch Schlagworte gekennzeichnet, z. B. das Schlußkapitel durch den Zusatz: „Witiko — Sturz ins Dunkel.“ Die streng chronologisch fortschreitende Darstellung bedeutete für den Verfasser eine Erleichterung, brachte aber mit sich, daß manches unter den Tisch fiel. Wir erfahren zu wenig über den Maler Stifter und fast nichts über den Kunstkritiker und den Konservator der Altertümer.

In seinem Vorwort sagt Koedl, sein Bericht folge von Anfang bis Ende den zuverlässigsten Quellen, vor allem den Werken und Briefen des Dichters; er vollzieht diesen Anschluß auch durch den Abdruck vieler Briefe und durch viele Zitate, verfährt aber in der Verwertung seiner Quellen willkürlich und unzuverlässig, weil er seine Darstellung des Lebens Stiflers von vornherein im Hinblick auf seine Deutung des Todes des Dichters gestaltet.

Dies gilt besonders für die Kindheits- und Jugendjahre. In dem erhaltenen Bruchstück einer wohl nicht weiter fortgesetzten Selbstbiographie spricht Stifter von dem Aufhören von „Entsetzlichem, Zugrunderichtendem“ und der gesteigerten Empfindung bei seiner Wiederkehr. Koedl erklärt: „Seiner Seele ist das Entsetzliche und das Zugrunderichtende angstvoll vertraut, und sooft es von ihr weicht, kehrt es furchtbar, ein ganz Ungeheures, wieder.“ Dieser Ankündigung gemäß „senkt

sich das Ungeheure dunkel auf ihn herab", als er, die Erinnerung an Friedberg und die geliebte Fanni Greipl im Herzen, den Liebesbund mit Amalie Mohaupt geknüpft hatte, und macht sich unheilvoll geltend in der letzten Schicksalsstunde des Dichters. Koedl hält Stifter dauernd in dem Bann von Schrecken, die ihn in den Tagen der Kindheit hie und da geängstigt haben mochten. Auch die an den langen Herbst- und Winterabenden erzählten Heimatsagen, in denen Unholde ihren Spuk treiben, hatten zur Folge, daß „wilde, rätselhafte ... Gestalten für immer in seine Seele einzogen". Mit ähnlicher Übertreibung legt Koedl einigen in kindlicher Grausamkeit verübten Streichen Stifters allzu große Bedeutung bei, als wäre er durch sie und durch Ausbrüche der Leidenschaftlichkeit für die Dauer seines Lebens belastet worden. „Gegen den lautereren Willen zum Guten und Maßvollen rebellierten die alten Mächte. Immer noch lockten die bösen Geister aus den Pfingstgräben und der Hammerau. ..."

Zur Bezeichnung dieser dunkeln Mächte und ihres Waltens in der Natur und im Inneren des Menschen gebraucht Koedl mit Vorliebe die Worte „Dämonen" und „dämonisch"; er spricht von den Stifter bedrohenden „Dämonen des Herdes und Erbes" und sucht sogar aus dem Kampfe gegen sie Stifters Haltung gegenüber der Revolution zu erklären: „Keinem haben die bösen Geister mehr zu schaffen gemacht als ihm; ... er, immer im Streite mit körperlich triebhaften Strebungen wie mit den aufwühlenden Ansprüchen eines ruhelos bohrenden Intellekts, hätte scheitern müssen, wenn er nicht den Weg aus der in Verwirrung geratenen einstigen Ordnung in eine neue gefunden hätte". Bisher hat man Stifters in gutem Sinne konservative Haltung ebenso wie seine unerschütterliche Gläubigkeit als ein Erbgut der Heimat betrachtet. Nun hat freilich schon August Sauer gesagt: „Unermüdlich arbeitete Stifter an dem Kunstwerk seines Lebens. Alle bösen Dämonen suchte er zu bezwingen" und Konrad Steffen den Mittelteil seiner Schrift „Adalbert Stifter und der Aufbau seiner Weltanschauung" (Verlag der Münster-Presse 1931) „Erlebnis und Überwindung des Dämonischen"

benannt, Koedl aber läßt Stifter diesen Kampf, auch wenn er in seinen Werken alles Leidenschaftliche zurückdrängt, als Menschen immer wieder aufs neue bestehen und in ihm schließlich unterliegen.

In dieser thematischen Durchführung des früh anklingenden Motivs verrät sich Koedls Abhängigkeit von Stefan Zweig, der unter dem Titel „Der Kampf mit dem Dämon“ seine Charakteristiken von Hölderlin, Heinrich v. Kleist und Nietzsche zu einer Trilogie zusammengefaßt hat und alle drei als von vornherein dem Untergang geweihte Opfer ihres Dämons darstellt. Was für sie gilt oder gelten mag, trifft jedoch nicht für Stifter zu. Auch anderes stammt daher. Hatte Stefan Zweig von Hölderlin gesagt: „Die harte Wirklichkeit rächte sich an ihrem Verächter, und die Welt, von der er nichts zu wissen begehrt hat, weigerte sich, von ihm zu wissen“, so erklärt Koedl: „Daß just Amalie den Idealisten unterwarf, war die Antwort der vergewaltigten Natur. So rächte sie sich an dem Schwarmgeist.“ Ihrer Rache fallen auch die beiden Ziehtöchter Stifters zum Opfer, und diese rachsüchtige Natur kehrt ihre Feindseligkeit, wie wir sehen werden, auch noch gegen den toten Dichter. Stefan Zweig spricht von Hölderlins „heroischem Untergang“ und von Kleists „Sturz ins Dunkel“. Beides kehrt bei Koedl wieder. Wir lesen in dem Prof. Siegmund Freud gewidmeten „Kampf mit dem Dämon“: „Kleistens Krankheiten waren (um einen Terminus der Psychoanalyse zu gebrauchen) wahrscheinlich mehr Flucht in die Krankheit als eigentliches Gebrechen.“ Koedl hat ihm auch das abgeguckt, stellt aber dabei ein Musterbeispiel für den Mißbrauch, den Unberufene mit dieser Seelenforschung treiben, auf: „Bald nach der Hochzeit kam die Lehrstelle für Mariabrunn in der Tat zur Ausschreibung. Aber Stifter flüchtete vor dem Amt, um das er sich mit solchem Eifer bemüht hatte, in eine langwierige Krankheit“ [!]. Es war eine Hüftgelenkentzündung, die er sich im Herbst 1937 durch eine Verkühlung zugezogen hatte. Psychoanalytisch legt sich Koedl auch die ihn befremdende Tatsache zurecht, daß Stifter die Kinderlosigkeit seiner Ehe als Unglück empfand. „Vielleicht

liegt es an seiner Ehe, deren Unerfülltheit ihn tiefer schmerzt, als ihm ganz bewußt ist. . . . Stifter verlagert in die Kinderlosigkeit eine Schuld, die er nicht zu verantworten hat, so ballt er in dieses eine unverschuldete Leid alles Leid seines Lebens zusammen.“ „Verlagerung“ ist ein beliebter Terminus der Psychoanalyse. Mit schlichten Worten hätte Koedl sagen können: „Da Stifter in der Ehe nicht die volle Beglückung fand, mußte er desto schmerzlicher empfinden, daß ihm Kinder versagt blieben.“ Es ist aber verfehlt, damit allein Stifters Sehnsucht nach dem Kinde zu erklären. Sollte er dabei nicht auch an Amalie gedacht haben? Koedl übersieht auch völlig, daß Stifter ein Kinderfreund war, die kindliche Psyche als Lehrer studiert hat, daß uns Kinder und Jugendliche in den meisten seiner Werke begegnen und sich sein Schmerz bei dem Anblick froher Kinderscharen in den Schulen stets erneuern mußte. Aus Steyr schrieb er am 4. Juli 1863 seiner Gattin: „Ich komme von recht lieben feinen Mädchenangefächtern aus der 2. Klasse der Mädchenschule. . . . Ich sah mehrere fast betrübt an, die ihre klaren lieben Auglein freundlich auf mich gerichtet hatten, und dachte, wie es wäre, wenn wir ein solches Geschöpfchen oder mehrere aus unserem Fleische und Blute gehabt hätten, wenn diese jetzt erwachsen wären, wenn sie unseren Stamm fortführten in fernere Zeiten usw.“ Die Familie galt Stifter, wie Josef Nadler in seinem Vortrage „Aldalbert Stifter. Gemeinschaft und Persönlichkeit“ („Corona“, Jahrg. VII, Heft 1, 1937) dargelegt hat, als die Urzelle aller Gemeinschaften, und ihre Hochschätzung und die Bewertung des Gemeinschaftsgedankens durch Stifter sind ein Erbe der Heimat. Koedl erblickt im Widerspruch zu der zweifellos zu Recht bestehenden Auffassung in dem Bauerntum Stifters nur eine dauernde Einengung und Hemmung seiner Entwicklung und stellt ihn infolge einer verfehlten Deutung des „Heidedorfs“ in einen erst mit der Zeit zurücktretenden Gegensatz zur Heimat: „Gegner ist die liebevoll umworbene Heimat, es sind die Menschen, bei denen der Bertl ‚Luigenbertl‘ heißt, bei denen er nicht als Größe, sondern als zweifelhaftes Kuriosum gilt.“ Und ebenso beurteilen ihn, wagt Koedl zu behaupten.

ten, die Oberplaner auch noch bei seinen Besuchen in den Jahren 1845 und 1866!

In seiner Darstellung des für Stifters Entwicklung bedeutungsvollsten Lebensabschnittes, des Jahrzehnts 1830 bis 1840, folgt Koedl den Briefen Stifters an Fanni Greipl und die Wiener Freunde. Den tiefsten Einblick in die Wirren seiner Seele gewährt Stifters Brief an Fanni vom 20. August 1835. Obwohl bereits durch ein Ehesversprechen an Amalie gebunden, sucht er dennoch Fanni wieder zu gewinnen und be-ruft sich darauf, daß Amalie ihn freigegeben habe; er erhielt keine Antwort, läßt aber noch zwei Jahre verstreichen, bis er heiratet. Schwere innere Konflikte hatte er in dieser Zeit durchzumachen. Fanni konnte er nicht vergessen. Anmutige, in der hohen Kultur des Wiener Vormärz aufgewachsene, wißbegierige Mädchen, wie Theresie v. Lebzelterin, die spätere Fürstin Colloredo-Mannsfeld, waren seine Schülerinnen. Allzu groß war der Gegensatz. Stifters Freund Franz Mugerauer hat, um Aufschluß gebeten, erklärt: „Wie es zu dieser Liebe kam und auf welche Weise sie sich entwickelte und fort-dauerte bis zur Verehelichung, muß ich sowohl im Interesse beider als auch in meinem mit ewigem Stillschweigen über-gehen, nam taedet mihi mentionis.“ Die Wiedergabe dieser Äußerung hätte genügt. Koedl aber muß mehr sagen: „Die er in den Armen hielt, verwandelte er in die Keine, die Heilige, die Fanni. An ein Blendwerk der Imagination gab er sich hin ... er liebte Amalie nicht, er achtete sie wohl kaum.“ Stifters Versicherung, er werde Fanni ewig zur Braut seiner Ideen machen, verleitet ihn zur Annahme, daß Stifter auch als Gatte Amaliens die Sehnsucht nach der „Braut seiner Seele“ nie überwunden hat; er sieht über die seelischen Bin-dungen, die sich zwischen ihnen während ihres Ehestandes knüpften, hinweg. „Wie oft war er weinend an Fannis Grab auf dem Kirchhof in Wels gestanden! Von Jahr zu Jahr waren Erinnerung und Sehnsucht tiefer geworden.“ Dieser Grabbesuche gedenkt nur ein Artikel des „Neuen Wiener Fremdenblattes“ vom 13. Februar 1868, der besagt: „Wenn er nach Wels kam, besuchte er das Grab Fannis“, und wir

können aus seinen Briefen nur wenige Aufenthalte in Wels nachweisen.

Nicht vorübergehen konnte der Stifter-Biograph an dem jüngsten Beitrag zum Eheproblem. Heinrich Micko berichtet in dem Nachwort zu den von ihm veröffentlichten Stifter-Briefen („Das Innere Reich“, Jahrg. 3, Heft 3, S. 292, 1936) über Mitteilungen, die ihm die Tochter Jakob Mayers, des Stiefbruders Stifters, unter Berufung auf ein verbranntes Tagebuch ihres Vaters gemacht hat. Danach hätte Stifter sich einmal gegen Jakob geäußert, er würde, wenn er nicht das öffentliche Argernis zu scheuen hätte, seine Ehe mit Amalie am liebsten lösen. Ob diese Äußerung wörtlich so gelautet hat, ist fraglich. Wie ein Widerruf eines ähnlichen Bekenntnisses mutet uns Stifters Versicherung in einem Brief an Jakob an: „Zwei Frauenherzen waren mir in tiefer Neigung zugehan, eines ist längst bei Gott, das andere verschönt noch durch Hauswirthlichkeit, Güte, Treue und fleckenlosen Wandel mein Leben.“ Gegen Koedl berufen wir uns auf Stifter selbst, der seinem Freunde Gustav Pechwill in dem Briefe vom 3. Februar 1853 tröstend zuspricht: „Ihr Herz krankt an einer unglücklichen Leidenschaft, werfen Sie dieselbe heraus, versuchen Sie es nur, es geht, glauben Sie einem Mann . . ., der auch in Ihrer Lage gestanden ist, und der es weiß, daß es geht“, und Heckenast wünschte: „Gott gebe Ihnen das Glück der Ehe, das er trotz meiner Fehler und wohl auch der Fehler meiner Frau uns zu Theil werden ließ.“ Störungen und Trübungen des häuslichen Friedens sind sicher nicht ausgeblieben. Stifter war umgänglich und zuvorkommend im Verkehr mit jedermann, Amalie konnte hochmütig sein und dünkte sich in ihrer gesellschaftlichen Stellung erhaben über die Verwandten ihres Mannes. Stifter war durch seine Krankheit empfindlich und reizbar geworden und kränkte nach seinem eigenen Bekenntnis Amalie wiederholt, die ihrerseits sich über Kleinigkeiten aufregen und betrüben konnte. In seinen Briefen an sie schuf er sich ein Idealbild, weil er dieser Illusion bedurfte. Dadurch rücken sie in die Nachbarschaft seiner Werke, in denen er auch Idealmenschen und Wunschträume

gestaltete. Hatte August Sauer Stifters Ehe als unglücklich bezeichnet und in ihr die tiefste Tragik seines Lebens erblickt, so verursachten Stifters Briefe, besonders die aus Kirchschlag an Amalie gerichteten, eine entgegengesetzte Auffassung. Superlative der einen und der anderen Art schießen am Ziele vorbei.

Vor gewaltsamen Deutungen Koedls bleiben auch Stifters Werke nicht verschont. Eine solche erfährt besonders das „Kagensilber“, die Geschichte von dem Mädchen unbekannter Herkunft, das der menschlichen Gesellschaft und Sitte gewonnen werden soll, sich ihr aber, als das Ziel erreicht zu sein scheint, durch Flucht entzieht. Stifters Ziehtochter Juliana hatte sich im Dezember 1851 aus dem Hause entfernt und war erst nach einigen Tagen zurückgekehrt. Diese Erfahrung liegt der Erzählung zugrunde. Koedl aber sieht in Stifters braunem Mädchen „die Verkörperung des eigenen Loses. . . Ist nicht das, was sie aus dem liebevollen bürgerlichen Gehege wegtreibt, die geheime Sehnsucht des Dichters, auszubrechen aus dieser Welt der Sicherheit und der Würde?“ Auch in dem Gegenstück zu dieser Erzählung, in dem „Waldbrunnen“, glaubt Koedl persönliche Beziehungen sonderbarster Art zu erkennen. Stephan Heilkun, der durch Erfahrungen im Leben und im Amte verbitterte alte Mann, wird an seinem Lebensabende durch die uneigennütige Liebe der Juliana beglückt. Koedl erklärt, Stifter sei sich darüber klar geworden, daß Amalie und seine Freunde ihn nur aus Eigennutz lieben. „Nicht bei Menschen, höchstens bei seinen Hunden hatte er die selbstlose Liebe gefunden.“ Im Jahre 1865, als diese Erzählung entstand, schrieb Stifter seinem Verleger anlässlich der bevorstehenden Reise nach Karlsbad: „Meine theure Gattin, die mein Sonnenschein und mein Engel in diesen Krankenjahren war, wird mit mir gehen“, und gleichzeitig sollte sich ihm eine solche an Schopenhauer gemahnende Erkenntnis aufgedrängt haben?

„Triumph und Untergang“ lautet die zweite Überschrift des letzten Haupttheiles. Der Triumph Stifters besteht nach Koedl in der Vollendung des „Witiko“. „Es ist die Tat

seines Lebens: vollendete Überwindung, letztes Vergessen seiner selbst." Indem Koedl diesem Werke eine späte Sonderstellung einräumt, vergift er scheinbar oder täuscht darüber hinweg, daß Stifter schon in den fünfziger Jahren an diesem Werke gearbeitet hat, das sicherlich von vornherein anders geartet war als alles, was er zuvor geschaffen hat. Es ist auch kaum anzunehmen, daß Stifter die Vollendung des „Witiko“ als Triumph empfunden hat, war er doch nur der erste Teil des von ihm geplanten Rosenberger-Zyklus, der drei Werke umfassen sollte. Man gewinnt den Eindruck, Koedl habe zu spät erkannt, daß er nicht von einem „triumphierenden Untergang“ Stifters sprechen kann, und sich durch die Zusammenkoppelung von „Triumph“ und „Untergang“ geholfen.

Wir halten bei dem letzten Kapitel und müssen länger bei ihm verweilen, denn auf dieses hin hat Koedl das ganze Werk eingestellt, und nirgends fordert er so sehr zum Widerspruch heraus. Seit dem Erscheinen von Heins Biographie war bekannt, daß Stifter, von rasenden Schmerzen auf seinem Krankenlager befallen, Hand an sich gelegt hat. Andreas Markus hat in seiner Studie „Der Tod Adalbert Stifters“ (Berlin, Ebering, 1934) festgestellt, daß dies in der Nacht vom 25. zum 26. Jänner 1868 geschehen ist, Stifter also noch zwei Tage gelebt hat. Koedl begnügt sich nicht damit, diese Tatsachen zu berichten, sondern bringt seine Deutung von Stifters Tod, die übrigens nicht originell ist, da ihm Martha Karweis mit mehreren als Vorläufer einer (nicht erschienenen) Studie gedachten Artikeln vorangegangen war. Koedl berichtet über den Beginn des Leberleidens, teilt die Randbemerkung des Freiherrn von Kriegs-Au zu Stifters Pensionierungsgesuch: „Seine Krankheit ist unheilbar“ mit, gibt aber eine Selbstdiagnose Stifters so wieder, daß sie mißverstanden werden muß: „Sein Leiden war rein nervöser Art, das wurde ihm immer klarer“, und nennt seine letzte Erkrankung „ein lächerliches Unwohlsein“! Der einzige neue Beitrag Koedls zur Krankheitsgeschichte, eigentlich auch der einzige zur Biographie Stifters, betrifft die Aufregungszustände, die ihn während seines letzten Aufenthaltes in Karlsbad

befielen: „Frau Anna Wagner erzählte nachher dem jungen Musiker Janetschek im Vertrauen, mit dem Hofrat sei in einem dieser Zustände beinahe etwas Furchterliches passiert, man müsse acht haben, daß er sich nichts antue.“ Depressionen schwerster Art müssen Stifter im letzten Halbjahre seines Lebens gequält haben, hervorgerufen durch verständnislose Kritiken des „Witiko“, durch die Ablehnung der Erzählung „Der fromme Spruch“ von seiten der Redaktion der „Katholischen Welt“, durch die Höhe der von Heckenast jahraus, jahrein geleisteten Vorschüsse, die noch nicht beglichenen Darlehen einiger Freunde und die seit langem weiterlaufende Honorarrechnung des ihm befreundeten Arztes Dr. Karl Essenwein. Verzweiflungsvoll wendet er sich in seinem letzten Briefe an Heckenast: „Ich bitte Dich bei allem, was an unserer Freundschaft heilig ist — und sie ist ja sonst so innig gewesen —, laß mich in dem Elend meines Hauses nicht im Stiche.“ Von alledem erfahren wir viel zu wenig bei Koedl; er übertreibt Stifters Einsamkeit, nennt ihn verlassen von allen Freunden außer Aprent und verlassen von der Welt. „Endlich mußte er erkennen, daß er ihr nicht gewachsen war“; er läßt ihn mit sich selbst zu Gericht gehen und verfällt dabei in den Stil eines Hintertreppenromans: „Neben ihm lag die Frau, der er vor dreißig Jahren, das Bild einer andern im Herzen, pflichtschuldige Liebe geschworen hatte. Dem Schwur, nicht sich, hatte er die Treue gehalten. . . . War es nicht allezeit sein Stolz gewesen, wahr zu sich selbst zu sein? Heraus jetzt mit der Wahrheit, alter Dichter! Wahrheit, das ist Kriegsnot und Senche, ewige Angst vor bösen Geistern. . . .“ Stifter widerruft gleichsam das in der Vorrede zu den „Bunten Steinen“ enthaltene Bekenntnis seiner Weltanschauung, das Walten des „sanften Gesetzes“ — und nun läßt Koedl die Dämonen der Kindheit über den armen Dichter hereinbrechen: „Hinein tönt schauerlich der Ruf der Käuze aus den Mooswiesen, aus den Pfingstgräben weint es herüber . . . und jetzt, jetzt ist es wieder da, das Entsetzliche, Zugrunderichtende, ein ganz Ungeheures. . . . Es geht zu Ende, und dann ist alles gut, hat der Arzt gesagt.“ Diesen Ausspruch entnimmt Koedl einem

von ihm wiedergegebenen Briefe, den Stifter einen Monat vor seinem Tode, am 24. Dezember 1867 an Uprent gerichtet hat, verleiht ihm aber hier einen ganz anderen Sinn durch die Unterdrückung des Zusatzes: „Bei der Frau war es auch so.“ Im Spätherbste war Amalie an Grippe erkrankt und genesen und Stifter hoffte damals noch, es werde auch ihm so ergehen. Mit den Worten: „Die Frau ist nicht bei ihm. Sie ist aus dem Zimmer gegangen. Sie wird leben“ geht Koedl zu dem Bericht über Stifters Tat und die Verwirrung im Hause über und fährt im Stil eines Extrablatt-Reporters fort: „Noch zwei Tage lebte der Selbstmörder ohne Besinnung.“ ... Dann folgt der Schluß: „Als der Sarg in die Erde gesenkt wurde, ging ein Schneetreiben über den Friedhof. Die Natur, die der Lebende mehr geliebt und mehr verleugnet hatte, als einem Menschen verstattet ist, schickte ihm rachsüchtig einen letzten höhnischen Gruß übers Grab.“ Hein hat gesagt: „Als sich die unabsehbare Kinderschar ... den Friedhofsmauern näherte, fielen leise und dicht unendliche Schneemassen vom Himmel nieder und umhüllten den Sarg mit einem weißen Schleier; die feinen Flöckchen kamen in tausendfacher Menge und legten sich eifertig, geräuschlos und sanft auf das schwarze Bahrtuch, wie als wollte die Natur von ihrem Liebling und getreuen Sängler mit zahllosen zarten Küssen den letzten Abschied nehmen.“ Die Nebeneinanderstellung ist lehrreich. Und wie unbedacht gebraucht Koedl das Wort „Natur“ in zweifachem Sinne, wie sinnlos ist der Vorwurf, Stifter habe die Natur mehr geliebt als einem Menschen verstattet ist! Nicht ein Wort hat Koedl übrig, um den Leser hinzuweisen auf das seine Erdentage überdauernde Werk des Dichters, als wolle er dessen Verneinung bestätigen, die er in den von ihm erfundenen Wahndarstellungen Stifter aufgenötigt hat. „Das Grab erhielt ein einfaches Holzkreuz, wie sie auf dem Kirchhof eines Böhmerwaldorfes stehen.“ So schließt Koedl und verleitet zur Annahme, es sei dabei geblieben, während doch zwei Jahre später ein Obelisk mit einer Inschrift auf der Grabstätte errichtet wurde, dessen Herstellung durch eine von den Linzer Freunden und

Verehrern des Dichters eingeleitete Sammlung ermöglicht worden war.

Dieser grundsätzlichen Auseinandersetzung mit Koedl kann ich nur noch eine kleine Auslese aus der großen Zahl von Irrtümern, Flüchtigkeiten und Widersprüchen folgen lassen, die im Einzelnen bezeugen, wie es mit der dem Verfasser vom Verlage nachgerühmten „wissenschaftlichen Akribie“ bestellt ist. Im Sommer 1841 reiste Amalie mit einem Donaudampfer zu ihrem Bruder nach Südungarn. Stifter schrieb ihr: „Als uns dein Schiff entschwunden war, gingen wir, Stelzhamer und ich, an der Donau aufwärts der Stadt zu.“ Wir lesen bei Koedl: „Stifter brachte sie zum Postwagen, Stelzhamer und Ferdinand Gauter ... gingen mit.“ In Kremsmünster erblickt Stifter bei Koedl von seinen Fenstern „die Gipfel des mächtigen Dachstein“! Dazwischen liegt das ganze Massiv des Totengebirges. Der Student wandert, sagt Koedl, aus seiner Heimat über St. Thoma in den Haselgraben und erblickt von dem genannten Orte die Stadt Linz als einen „lichten Fleck“, die von dort gar nicht gesehen werden kann. Der Haselgraben aber liegt mehr als dreißig Kilometer weiter östlich, und Stifters Weg war, wie Koedl an anderer Stelle richtig mitteilt, die alte Fahrstraße, die über Heuraffl, Weißenbach und Leonfelden in diesen Graben und durch ihn ins Donautal führt. Koedl sagt mit Recht, Stifters Konservatismus sei „keineswegs rückgewandt“, und doch gilt er ihm bald darauf als „eingesponnen in die Anschauungen der Reaktion“. Derartige Widersprüche treten auch sonst zutage. Als Ergebnis meiner Darlegungen glaube ich feststellen zu können: Koedls Werk bietet nicht das wahre Stifterbild, sondern ein verzeichnetes und muß abgelehnt werden.